

HEIKE MECKELMANN

Küstendämon

Kriminalroman



STANULIC

GMEINER



HEIKE MECKELMANN

Küstendämon

DÄMONISCHE KÄLTE Grausame Fundstücke –Kommissar Westermann und Hauptmeister Hartwig werden zu ihrem dritten Fall auf die Insel Fehmarn gerufen. Am Ostersoll hatte eine Joggerin eine grauenhaft entstellte Leiche entdeckt. Es wird immer gruseliger, als eine zweite Leiche gefunden wird und die Kommissare entdecken, dass ein junges Mädchen verschwunden ist. Die attraktive Sophie wurde im Senator Thomsen Park von einer schrulligen Unbekannten betäubt und entführt. Ist sie das nächste Opfer des Killers? Die Polizei versucht verzweifelt die Wahrheit ans Licht zu bringen. Doch rätselhafte Handy-Mitteilungen sind die einzige Spur von Westermann und Hartwig. Werden sie die Rätsel lösen und Sophies Leben retten können? Der Killer spielt derweil Katz und Maus mit ihnen. Er legt Spuren, die verwirrend sind, wie der dunkle Teppich längst vergangener Zeiten, der die Insel umhüllt.



Heike Meckelmann, war 25 Jahre selbstständige Friseurmeisterin, studierte Betriebswirtschaft und absolvierte eine Ausbildung zur Fotografin. Seit 2012 arbeitet sie als freie Autorin auf Fehmarn. Ihr erster Roman »Küstenschrei« wurde zum erfolgreichen Debüt um die Oldenburger Kommissare Dirk Westermann und Thomas Hartwig. Es folgte der zweite Krimi »Küstenschatten«. Die Autorin bezeichnet sich selbst als Insulanerin, die nah am Meer und doch mittendrin, wie die Romanfigur Charlotte Hagedorn – ihre kleine Miss Marple – in ihren Geschichten lebt.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Fehmarn (2017)

Küstenschatten (2017)

Küstenschrei (2016)

HEIKE MECKELMANN

Küstendämon

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2018

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Brückendarstellungen im Buch: © Miriam Lange
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Christian Horz/shutterstock.com
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-5643-5

Für Papa, der du immer in meinem Herzen bist ...

PROLOG



Ich bin das Produkt meiner Mutter, und der Dämon tobt in mir.

Leises Schluchzen entkam ihrer Kehle. Sie schmalzte mit der Zunge und schaute hungrig in die Richtung, in der sich der Tisch befinden musste. Sie roch das Vanillearoma des Haferbreis, der selbst den moderigen Geruch ihres Gefängnisses übertünchte, und reckte gierig die Nase in die Höhe. Der Magen rumorte, als sie den Speichel, der sich in ihrem Mund sammelte, ihre Speiseröhre hinunterlaufen ließ. Der Geruch vernebelte ihre Sinne. Der Steißknochen schmerzte, und sie rutschte auf dem verdreckten Boden und dem stinkenden Stroh umher. Die mangelnde Polsterung auf ihrem Po bot nicht genügend Schutz und die Haut schürfte an den nackten Stellen immer mehr auf. Das dünne Höschen hing, nur noch vom Bundgummi gehalten, an ihrem mageren Körper. Mit der freien Hand schuf sie einen Puffer, indem sie die unter ihre Pobacke schob. Sie streckte die Zehenspitzen ihres rechten Fußes aus und

versuchte verzweifelt, in die Nähe des Tisches zu gelangen. Es war aussichtslos. Das Möbelstück stand mindestens zwei Meter entfernt. Zwei Meter, die unerreichbar zwischen ihr und dem heiß ersehnten Essen lagen. *Niemals komme ich da ran*, dachte sie und ließ entmutigt das Bein sinken. Sie wollte ihren Schutzengel um Hilfe bitten, als sie mit Erschrecken feststellte, dass ihr Armband verschwunden war. Das Geschenk ihrer Eltern zu ihrer Konfirmation. Sie hatte es nie mehr abgenommen seitdem, und nun war es nicht mehr vorhanden. Es erschien ihr wie ein Zeichen, ein böses Omen.

Auf einmal bemerkte sie, dass sich etwas im Dunkeln bewegte. Regungslos horchte sie. Sie wusste, auch ohne, dass sie es sah, dass der Nager sich an *ihrem* Brei zu schaffen machte.

»Na, hast du endlich, was du wolltest, widerliches Biest? Wenigstens lässt du mich jetzt in Ruhe«, keuchte sie, wohl wissend, dass die einzige Nahrungsquelle, die ihr Leben retten sollte, gerade versiegte. Sie stierte resigniert in das schwarze Nichts, aus dem leises Schmatzen zu ihr drang.

*

Das Licht stahl sich schleichend davon. Es versteckte die letzten hellen Fetzen des Tages hinter dunklen Wolken und knorrigen Bäumen. Es gab dem Bodennebel Raum, der feindselig, geisterhaft und übermächtig zwischen den Stämmen hindurchkroch. Wie ein undurchsichtiges Netz legte er sich auf den vermoosten Boden und ließ seine dürrer Finger um Bäume und Sträucher wandern. Mara spürte die Kälte, die ihre Beine hochkroch. Die Füße verschwanden bis zu den Knöcheln unter den Schwaden. Der Forst

lag um die Zeit einsam da. Niemand würde bei der Arbeit stören. An diesem düsteren Spätnachmittag erschien die Welt für sie in Ordnung. Mara liebte die unheimlichen Orte ihrer Insel. Es gefiel ihr, wenn ein eiskalter Schauer nach dem anderen ihren Rücken hinunterlief. Nur die weit entfernten Schreie einiger Möwen unterbrachen die Stille, die sie daran erinnerte, dass sie sich im Frühlingsmonat April auf *der* Sonneninsel schlechthin aufhielt. Brechendes Holz knackte unter den Sohlen ihrer Stiefel. Direkt vor ihr flanierete ein paradiesisch aussehender Fasan und streckte die fast 50 Zentimeter langen Schwanzfedern gekonnt in die Luft, um sie wie einen Fächer direkt vor ihr auszubreiten.

Er schien Mara zwar wahrgenommen zu haben, reckte aber ungestört den Schnabel der verhangenen dunklen Wolkendecke entgegen. Seine staksigen Füße tauchten ebenfalls bei jedem filigranen Schritt in die Nebelschwaden ein. *Was für eine Erscheinung.* Mara lächelte. Sie verharrte an ihrem Platz und lenkte das Kameraobjektiv im Zeitlupentempo in die Richtung des farbenprächtigen Vogels, um ihn nicht zu verschrecken.

Er wirkte zwischen den betagten Bäumen und dem unheimlichen Dunst wie die Fabelfigur eines Mysterythrillers. Sie drückte auf den Auslöser und lauerte, ob das Tier das fremdartige Geräusch registrierte. Mara sah bereits das fertige Bild vor ihrem geistigen Auge. Der Wald in Grautöne getaucht, darin der faszinierende Hahn. Ihr Herz schlug unanständig schnell. Eine Weile betrachtete sie den Fasan, lauschte dem Rauschen der Blätter, dem Knarzen der Äste, die aneinanderrieben. Gierig atmete sie die kühle Seeluft ein und hörte dem geisterhaften Wald zu. Alles erschien surreal. Mara verharrte einen Augenblick in dieser unwirklichen Welt, legte ihre Kamera in den geöffneten

ten Rucksack und betrachtete die Eiche, die ihren knorri- gen Stamm emporreckte, der mindestens 100 Jahre auf dem Buckel haben musste. Sie zog den Reißverschluss ihres oliv- farbenen Parkas zu und rückte die schwarze Wollmütze über die rötlichen Locken. Entspannt breitete sie die Arme aus und umarmte den uralten Baum. Sie lehnte den Kopf dagegen und spürte die Wärme, die er ausstrahlte. Zufrie- denheit erfüllte sie, und für einen Moment schien die Zeit stillzustehen.

Es knackte plötzlich im Unterholz.

Der Fasan war lautlos verschwunden, als sie die Augen verwirrt wieder aufschlug. Das Geräusch drang erneut aus Richtung Steilküste zu ihr herüber. Reflexartig hockte sie sich hin, griff nach ihrem Rucksack und hielt Sekunden später die Kamera in den Händen. Sie betätigte den Zoom des Objektivs, näherte sich unauffällig der Stelle, von der das Knacken herrührte. *Ein Reh?* Vorsichtig schob sie ihren Körper an der Rinde einer Eiche empor und versteckte sich hinter deren dickem Stamm. Hoffentlich sah man sie nicht. Bewegungslos inspizierte sie mit dem Sucher der Nikon das Waldstück. Der Nebel erreichte die unteren Äste und waberte bedrohlich zwischen den Bäumen hindurch. Dann entdeckte sie das Objekt der Begierde. *Das ist ein Mensch. Eine Frau! Was macht um diese Uhrzeit jemand im Wald?* Maras Herz fing an zu rasen, und sie versuchte, die Person mit dem Objektiv ein- zufangen. Sie drückte ohne Unterbrechung auf den Aus- löser. *Wo ist sie?* Sie starnte gebannt in die Richtung, in der sie die Person entdeckte, und lauerte auf eine Bewegung. *Was passiert da? Seltsam.* Ihr Pulsschlag raste unkont- rolliert. Sie hörte das Pumpen des Herzschlages in der Schädeldecke. Es war ein aufregendes Gefühl, heimlich

eine Fremde zu beobachten. Der Wald übte auf einmal eine ungeheure Faszination auf sie aus, und sie wartete auf ihre Gelegenheit. Unerwartet sah sie auf Augenhöhe einen roten Gegenstand hinter dem Baum vorragen, der ihr einen Schrecken einjagte. Wie gebannt hielt sie die Kamera drauf und löste unbeirrt aus. *Hat die sich versteckt? Was macht die um diese Zeit?* Nervös zuckte der Finger auf dem Auslöser. *Der richtige Moment, was zählt, ist nur der richtige Moment*, dachte sie, und ihre Hände schwitzten trotz zunehmender Kälte.

Die Person ließ sich bei dem, was sie beschäftigte, nicht im Geringsten stören. *Hoffentlich bemerkt die mich nicht*, brütete Mara und machte sich klein. Das Licht verschwand gänzlich hinter den Bäumen, und Mara veränderte die Kameraeinstellungen. Sie wagte kaum zu atmen. Sie wusste, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als so lange in ihrem Versteck zu verharren, bis das Schauspiel ein Ende hatte. Unerwartet spürte sie Blicke in ihre Richtung starren. Mara fühlte sich ertappt, hielt eine Hand vor den Mund und verbarg ihren Körper augenblicklich im Schatten der Eiche. Sie presste die Lippen zusammen und blieb regungslos stehen. *Hoffentlich hat die mich nicht entdeckt*. Es knackte erneut im Unterholz. *Die kommt hierher*.

Die Fotografin bekam es mit der Angst zu tun. *Ich könnte mich als Spaziergängerin zu erkennen geben und mit der Frau ein belangloses Gespräch anfangen. Aber der Blick, den die Rothaarige aussendet, verheißt nichts Gutes*. Eilig ging die Fotografin in die Hocke, riss den Rucksack zu sich und verstaute blitzschnell die Kamera.

Sie richtete sich auf, als sie hörte, dass die Schritte näherkamen. Ohne zurückzuschauen, rannte sie fluchtartig wei-

ter. Das Ende des Forstes war nicht in Sicht. Hinter ihr knackten Äste. Es bedeutete, dass die Verfolgerin ihr dicht auf den Fersen zu sein schien. Maras Puls puckerte so laut in der Halsschlagader, dass sie die Hand auflegte, um ihn zu beruhigen. Ohne sich umzudrehen, jagte sie durch das dunkle Gehölz. Plötzlich stolperte sie über einen abgebrochenen Ast. Sie schlug der Länge nach hin. Der Rucksack lag bleischwer auf ihrem Rücken. Wie von Sinnen rappelte sie sich auf und strauchelte durch das Unterholz. Sie hörte das schwere Atmen der Frau unmittelbar hinter sich. Mara japste, hielt sich die schmerzende Seite und hechtete weiter durch das Unterholz. Die Verfolgerin konnte ihr anscheinend nicht so schnell folgen, wie sie wollte. Dann war der Wald endlich zu Ende. Angespannt hetzte sie, so schnell sie in der Lage war, den Privatweg entlang bis zum Parkplatz. Ohne sich ein einziges Mal umzudrehen, riss sie den Wagenschlüssel aus der Tasche und öffnete mit zitternden Fingern die Wagentür. Hektisch zerrte sie den Rucksack vom Rücken und warf ihn auf den Rücksitz.

Mit einem beklemmenden Gefühl in der Magengegend startete sie und drückte das Gaspedal durch. Panisch verließ sie den Parkplatz. *Was, wenn die mich verfolgt? Warum bin ich bloß abgehauen? Vielleicht hätte ich mich einfach mit ihr unterhalten sollen. Was für ein Blödsinn. Das war mit Sicherheit eine ganz normale Frau, die im Wald spazieren ging*, dachte sie und rauschte die Landstraße Richtung Burg. Aber in Wahrheit war es ihr recht, nicht mit ihr zusammengetroffen zu sein.

Ich wollte längst auf dem Weg nach Lübeck sein. Das war schließlich nur ein Kurztrip auf die Insel, um ein paar Fotos zu schießen, die mir noch für die Ausstellung fehlten. Der Wald schien ihr besonders geeignet, und sie fuhr nach

Fehmarn, ohne ihre Eltern zu informieren. *Die hätten keine Ruhe gegeben, bis ich bei Kuchen und Kaffee mit ihnen auf dem Sofa gesessen hätte. Aber jetzt ist es egal.* Sie schaute auf die Uhr im Armaturenbrett. *Ich kann auch hier übernachten und fahre morgen früh nach Lübeck,* dachte sie und nickte. Sie tippte auf die Kurzwahltaste ihres Handys, und wenige Sekunden danach meldete sich Melli auf der anderen Seite der Leitung. Mara teilte ihr mit, dass sie auf Fehmarn blieb und die Fotos bearbeiten wollte, um sie ihr per Mail rüberzuschicken. Eigentlich war sie mit ihr in der Pizzeria verabredet, aber sie wollte nur noch nach Hause und die Tür hinter sich absperren. Sie sprachen darüber, die Ausstellung im Senator-Thomsen-Haus vorzubereiten. *Ja, das ist eine gute Idee,* dachte sie. *Ich bleib hier.*

»Ich hab beschlossen, auf der Insel zu bleiben«, sagte sie stattdessen. »Ist mir jetzt zu spät, und vielleicht zuckel ich morgen noch einmal in den Wald. Mir ist da wirklich etwas Unheimliches passiert.« Sie erzählte von der Begegnung mit der Frau im Staberforst. »Die geht mir nicht aus dem Kopf, furchterregend, wenn du mich fragst«, flüsterte sie ins Telefon, schüttelte sich und blickte auf die Armbanduhr.

»Kannst auch bei mir schlafen, wenn es dir zu blöd ist, nach Wenkendorf zu fahren. Oder zu gruselig«, antwortete Melli durch den Hörer.

»Ne, lass mal. Das schaff ich wohl. Die halbe Stunde macht mir nichts aus. Ich setze mich gleich hin und bearbeite die Fotos. Da ist bestimmt Spannendes dabei. Das war schon ziemlich angsteinflößend mit der komischen Tussi im Wald, das will ich dir sagen. Ich kann es kaum abwarten, die Bilder durchzusehen. Falls ich fertig werde, schick ich dir heute noch den Ordner mit der Auswahl und

der Reihenfolge, in der du die Ausstellung anordnest, wenn ich in Lübeck bin. Wäre das für dich okay?«, fragte Mara.

»Natürlich. Ich freu mich drauf. Du weißt doch, dass ich dir gern helfe. Das ist mir eine Ehre, einer so erfolgreichen Frau unter die Arme greifen zu dürfen«, sagte Melli. Sie verabschiedeten sich. Nachdenklich legte sie das Handy zurück in die Mittelkonsole.

Kurz vor Landkirchen fing der Wagen plötzlich an zu ruckeln und machte Anstalten, stehen zu bleiben. »Verdammt, was ist denn jetzt schon wieder. Nimmt das Theater denn heute gar kein Ende?«

Vorsichtig lenkte sie den Wagen an den Straßenrand, bis er stehen blieb. Sie startete erneut, doch das Auto gab keinen Mucks von sich. »Mist, was mach ich denn jetzt?« Sie starrte auf das Handy in der Mittelkonsole, sah sich um. Keine Menschenseele in der Nähe. Ihr Herz klopfte, als sie sich an die Werkstatt in Burg erinnerte. Soweit sie wusste, hatten die sogar einen Notdienst. Sie griff nach dem Telefon und googelte die Telefonnummer der Autowerkstatt, dann wählte sie. »Ja, hallo, können Sie mich abschleppen, ich bin liegengeblieben ... ja genau, der gibt keinen Pieps mehr von sich. Kurz vor Landkirchen ... ja, genau ... Danke!« Erleichtert drückte sie den roten Knopf und schaltete das Warnlicht ein.

Eine viertel Stunde später rollte der Abschleppwagen heran. Mara stieg aus, erklärte die Sachlage und gab ihm den Wagenschlüssel. »Moment, ich muss meine Sachen noch aus dem Auto nehmen. Können Sie mich nach Wenkendorf fahren oder muss ich mir ein Taxi nehmen?«

»Bringen Sie man Ihre Sachen in meinen Schlepper, ich fahr Sie.« Er zwinkerte ihr mitleidig zu. Mara war beruhigt und stieg auf der Beifahrerseite ein. Ihr Auto verschwand

auf der Ladefläche des Abschleppers und sie fuhren Richtung Wenkendorf.

Der Wagen, der hinter ihr im Dunkel währenddessen die ganze Zeit lauerte und den sie nicht bemerkt hatte, folgte ihr wieder ...

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin«, murmelte Mara leise.

»Das kann aber ein paar Tage dauern mit der Reparatur«, entgegnete der Besitzer der Werkstatt. »Wir haben so viel zu tun und keine Leute.«

»Kann ich jetzt auch nicht mehr ändern«, murmelte sie. »Dann bleibe ich halt noch ein paar Tage länger auf der Insel.«

Als sie in Wenkendorf von der Hauptstraße abbogen, sagte sie: »Sie können mich hier rauslassen, sonst wecken sie noch die ganze Straße auf. Außerdem können Sie hier gut drehen.« Der Mann nickte und hielt am Straßenrand vor einer Biegung. »Ist recht, Mädchen. Und schönen Abend noch. Ich rufe Sie an, wenn der Wagen fertig ist. Ach ja, Ihre Telefonnummer brauch ich.« Mara reichte ihm eine Visitenkarte und lief los.

Alles mucksmäuschenstill – perfekt, dachte sie und huschte, die dunkle Kapuze ihrer Jacke tief über den Kopf gezogen, wie ein Dieb im Dunkeln zum Haus.

Mara steckte leise den Schlüssel ins Türschloss des kleinen Anbaus neben dem Haupthaus und öffnete. *Wie schön, dass ich immer ein Domizil auf der Insel habe, wenn ich komme.* Geräuschlos drückte sie die Tür wieder hinter sich zu, drehte den Schlüssel zweimal im Schloss um, als könne sie damit das Unheimliche aus dem Staberforst aussperren. Die Fotografin entledigte sich ihrer Stiefel, schlüpfte aus dem Parka und warf ihn achtlos auf die Treppenstufen, die ins ausgebaute Dachgeschoss führten. Dort, direkt unter dem Giebel, stand ihr kuscheliges selbstgebautes Bett. Die

freigelegten Dachbalken und der rotkarierte Bettbezug verströmten bayrisches Flair. Sie schlupfte in ihre Norwegersocken und rutschte auf den Holzdielen im Flur entlang.

Im gemütlichen Wohnzimmer stellte sie den geschulterten Rucksack auf den Tisch, riss den Reißverschluss auf und zog die Kamera heraus. Mit einer Hand klappte sie den Deckel des Computers auf, schaltete ihn ein und verband im gleichen Atemzug den Fotoapparat mit dem Laptop. Sie konnte es kaum abwarten, die Ergebnisse ihrer Fotosafari zu sehen. Hektische Flecken zeichneten sich auf ihren Wangen ab. In Sekundenschnelle importierte der Laptop die Fotos auf die Festplatte, und Mara öffnete gespannt den Ordner, den sie mit ›Hexenwald‹ titulierte. Sie nahm einen Finger in den Mund und begann an ihrem Fingernagel zu knabbern. Eilig zog sie den Stuhl vom Tisch weg und ließ sich darauf fallen. Mit unruhigem Blick betrachtete sie die ersten Bilder, als wollte sie sie ins Gedächtnis einlesen. »Wenn das kein Fang ist. Die Aufnahmen sind der absolute Hammer!« Die Fotografin schlug mit der flachen Hand auf die Tischplatte und begann unverzüglich mit ihrer Arbeit. »Wahnsinns Ausbeute! Diese Frau hinter dem Baum ist phänomenal«, sagte sie, wenngleich ihr im selben Moment ein kalter Schauer den Rücken hinunterlief. Mara konzentrierte sich und bearbeitete stundenlang die Fotos. *Das wird allem Bisherigen den Rang ablaufen*, dachte sie und setzte die Reihenfolge fest. »Das Bild mit der komischen Tante wird das letzte der Serie sein. Die werden sich allesamt gruseln«, murmelte sie. Erleichtert, dass sie ihre Arbeit endlich beenden konnte, sendete sie den fertigen Bilderordner ›Hexenwald‹ ihrer Freundin, die wahrscheinlich sehnsüchtig auf die Ergebnisse wartete, um die Ausstellung zu organisieren. Überrascht schaute

sie auf die Uhr. Die Stunden schienen nur so verfliegen zu sein. Es war kurz nach Mitternacht. Sie gähnte müde und verspürte auf einmal nagenden Hunger in ihrer Magengegend. Das Abendessen mit Melli war schließlich ausgefallen, und sie hatte nicht registriert, dass sie seit heute Morgen nichts mehr zu sich genommen hatte. Erschöpft stand Mara auf, zog eine wärmende Strickjacke an, die über einer der Stuhllehnen lag, warf ein paar Scheite Holz in den Kachelofen und schlurfte in die Küche. Ihre rotblonden Haare hingen zerzaust vom Kopf, und es wurde Zeit, in die Falle zu hüpfen. Im Kühlschrank tanzten die Mäuse wahrscheinlich Polka, weil niemand etwas besorgt hatte, mit dem man ihn hätte befüllen können. Und somit nichts, das man jetzt zu sich nehmen könnte. Missmutig öffnete sie die Türen des Küchenbuffets, das bereits ihrer Großmutter gehörte, in der Hoffnung, dass sich irgendetwas Essbares in den Ecken versteckte. Allerdings herrschte auch hier gähnende Leere. Nur eine halbleere Packung Müsli stand im Regal über der Spüle. Da sie allerdings keine Milch im Haus hatte, war diese Option ebenfalls wertlos. *Nicht ein einziger Keks*, jammerte sie. Und trockene Haferflocken – wer mochte schon furztrockene Haferflocken?

Dafür zog sie eine Flasche Rotwein aus dem Holzregal unter dem Küchenfenster, die zum Sammelsurium geschenkter Präsente ihrer Eltern gehörte. Die Flaschen, von denen sie Dutzende besaßen, reichten sie freundlicher Weise an Mara weiter, weil sie nicht häufig Wein tranken. Mit der Buddel im Arm und einem geschliffenen Weinglas in der Hand kuschelte sie sich in den dicken Sessel, der ebenfalls ein Erbstück der Oma war. Entspannt lehnte die junge Fotografin sich vor dem Kachelofen zurück, goss Rotwein ins Glas und lauschte dem Knistern der Holz-

scheite im Ofen. Sie seufzte und streckte die Beine aus. Sie trank und wackelte gleichzeitig mit den Zehen, als Zeichen für anheimelnde Gemütlichkeit. Durch die Wärme im Zimmer und den lieblichen Wein, der ihren Kopf zunehmend schwerer werden ließ, setzte langsam lähmende Müdigkeit ein. Sie gähnte, nahm einen weiteren Schluck, der sich wohlig in ihrem Körper ausbreitete, als es leise, fast unhörbar an der Tür klopfte. Benommen raffte sie sich auf. *Wer will denn jetzt noch was? Hoffentlich nicht meine Eltern.* Der Alkohol benebelte mittlerweile dermaßen ihre Sinne, dass sie durch den Flur taumelte und unaufhörlich kicherte. Sie wankte zur Eingangstür, wuschelte mit den Händen durch ihre roten Locken und öffnete arglos. Sie sah in unbarmherzige Augen, als sie der Person gegenüberstand und erstarrte ...

EINIGE ZEIT VORHER



Es war so einfach. Stechende Blicke folgten Mara bis zu ihrem Wagen. Die Kapuze tief über das Gesicht gezogen, lief die Schattengestalt ihr, immer wieder Deckung hinter Bäumen suchend, unauffällig nach. Das war nicht weiter schwierig, da sie sich ganz in Schwarz gekleidet hatte, um im Wald nicht aufzufallen.

Als die Fotografin in ihrem Golf an der Vermummten vorbeiraste, spurtete sie zum eigenen Fahrzeug und jagte hinterher, bis sie Maras Fahrziel erreichte. Ein Lächeln legte sich auf die Lippen der dunklen Gestalt. Es schien an der Zeit, den Hexen den Garaus zu machen ...

Die junge Frau bemerkte den Wagen nicht, der sie seit dem Staberforst verfolgte. Die Dunkelheit machte es unmöglich, einen Verfolger auszumachen. Nur wenige Autos waren zu dieser Stunde unterwegs, und sie maß den Lichtern der Fahrzeuge, die hinter dem Abschlepper leuchteten, keinerlei Bedeutung bei, als sie in den Seitenspiegel blickte. Sie fühlte sich mittlerweile wieder sicher.

Am Wegrand unweit eines Bauernhofes in Wenkendorf stoppte das zweite Auto. Mara war ganz offensichtlich zu Hause angekommen. Eisige Blicke folgten der Fotografin, bis sie in dem kleinen Anbau des riesigen Gehöftes verschwand. Die unheimliche Erscheinung aus dem Wald rollte mit dem Wagen auf den Seitenweg, der mehrere Parkplätze im Dunkeln bot. Kein Auto stand auf dem haus-eigenen Parkplatz. *Sie muss alleine sein*, dachte die Person im Wagen. Denn erst, als sie im Inneren des Hauses war, leuchtete eine Lampe in einem der Zimmer auf.

Niemand nahm Notiz von der Gestalt im Auto, dessen Scheinwerfer ausgeschaltet blieben. Der kaum zu erkennen-ende Weg hinter dem Gebäude führte auf den Hof. Was dahinter lag, war nicht einzusehen. Alles stockdunkel. Große düstere Scheunengebäude zeichneten sich im Nachthimmel ab. Kein Mensch weit und breit in Sicht. Nicht einmal ein winziges Fenster, aus dem Licht drang. Das Haupthaus schien ebenfalls im Tiefschlaf zu liegen, wenn es überhaupt bewohnt sein sollte. Keinerlei Gefahr. Niemand registrierte die schwarz gekleidete Figur, die eine Weile später geräuschlos ausstieg und in der Sicherheit der Bäume am Wegrand zum Eingang des Anbaus huschte. Die Augen stets auf das Grundstück und die menschenleere Straße gerichtet, in der eine in die Jahre gekommene Straßenlaterne unwirklich die Gegend erhellte. Leise klopfte die Gestalt gegen die antike Holztür. Ein diffuser Lichtstrahl blitzte wenige Minuten später unter der Tür hindurch.

Es dauerte einen Moment, dann öffnete Mara die Tür. Mit einem: »Pssst«, presste die Besucherin die in Lederhandschuhen steckende Hand auf den Mund der überraschten Fotografin, ein winziger Stich in den Hals, und die Sache

erledigte sich wie von selbst. *Es ist so einfach! Warum sind Frauen dermaßen neugierig, dass sie sofort jedem die Tür öffnen, ohne geringste Sicherheitsvorkehrungen. Keine Türkette, kein Bewegungsmelder. Wie leichtsinnig. Für mich mehr als eine gelungene Einladung. Sie wird nicht verstehen, dass ich sie in ihr wahres Zuhause schicke. Aber in ihrem nächsten Leben, das von Güte und Liebe zu Gott erfüllt sein wird, kommt alles wieder ins Lot.* Problemlos schleppte sie die bewusstlose Mara über den Seitenweg zum Fahrzeug und zog sie in den Laderaum des Autos. Nur ein Hund, der plötzlich wie aus dem Nichts auftauchte und laut anfang zu bellen, hätte das ganze Projekt um Haaresbreite zum Scheitern verurteilt. Eilig schlüpfte die Schattengestalt ins Auto, startete den Wagen und rollte vom Hof.

Die Kamera und der Laptop ... Scheiße! Es war nicht mehr möglich, die Gegenstände, die die Wahrheit ans Licht bringen können, an mich zu nehmen. Im Haupthaus leuchtete, durch das Hundegebell aufgeschreckt, eine Flurlampe auf. *Später komme ich zurück und hole den Fotoapparat, später. Der Plan ist zu fast hundert Prozent aufgegangen. Vermutlich kann sowieso niemand etwas mit den Fotos auf der Speicherkarte anfangen.* Erleichtert über die Beute und dennoch angespannt, was das Equipment anging, fuhr sie zurück. Nach einer halben Stunde rollte der unscheinbare Minitransporter im Schritttempo die Einfahrt hinauf. Vor einem Schuppen stoppte das Auto. *Die Fotografin aus der eigenen Wohnung auf das Grundstück zu verfrachten, war ein Kinderspiel. Nun nur noch Vorfreude auf das, was auf die Frau zukommt.* Allein die Gedanken versetzten die dunkle Gestalt in euphorische Stimmung. In aller Ruhe zog sie Mara an den Handgelenken hinter sich her, in einen speziell vorbereiteten Raum. Seelenruhig legte sie die Frau

ab. Anschließend ließ sie sich auf einem Stuhl nieder, der an einer der kahlen Wände stand. Erwartungsvoll schlug sie die schlanken Beine übereinander, schaute kurz auf ihre Armbanduhr und wartete geduldig.

Mara stöhnte und bewegte flatternd die Augenlider. Sie schnalzte mit der Zunge und schluckte, um den widerwärtigen Geschmack aus ihrem Mund zu entfernen. Nach und nach kam sie zu sich und öffnete die Augen. Wie in Trance versuchte sie, ihren Körper aufzurichten, wobei die Arme immer wieder zur Seite knickten und sie zurück auf ihr kaltes, hartes Lager fallen ließen. Nach mehreren Anstrengungen schaffte sie es in eine sitzende Position. Ihr fehlte Orientierung und sie fragte lallend: »Wo bin ich?« Sie hockte mittig auf einer Metallpritsche in einem mit Dämmplatten ausgeschlagenen Raum. Von der Steindecke hingen Neonröhren, deren grelles Licht in ihren Augen schmerzte. Sie streckte den Kopf in die Höhe und entdeckte einen gewaltigen Spiegel, der ihr erschreckend bleiches Ebenbild zeigte. Geschockt fuhr sie zurück. Sie senkte den Blick und sah sich einer Frau gegenüber sitzen, die völlig entspannt mit verschränkten Armen auf einem Stuhl saß. »Wo ... wo bin ich? Wer sind Sie und was wollen Sie?«, stammelte sie. Es kam keinerlei Antwort, nur dieser abgrundböse Ausdruck auf dem Gesicht der Person, der ihr umgehend einen fürchterlichen Schreck einjagte. Panik erfasste sie, und sie versuchte, von der Pritsche zu rutschen. Sie spürte, dass ihre Beine augenblicklich versagten. Hilflos krallte sie sich an die Kante der Metallliege, weil sie ohne Vorwarnung zusammensackte. »Ich habe Durst ... Wasser ... bitte!« Mara war schwindelig, und sie hielt den Schädel mit beiden Händen, da das Gefühl, gleich zu zerspringen, übermächtig wurde. »Reden Sie!«, schrie sie. Die Fotografin versuchte, ihren

Verstand einzusetzen, klare Gedanken zu fassen. Sie konzentrierte sich und stutzte. »Ich kenne Sie doch. Sie sind *die*, die ich im Wald gesehen habe!« Sofort fiel ihr ein, welche Angst sie im Wald verspürt hatte, weil sie annahm, dass die Rothaarige dort nichts Gutes im Schilde führte. Sie war im Gegenteil ziemlich sicher, sie bei etwas Geheimnisvollem ertappt zu haben. Die Frau, die einen gepflegten Eindruck auf sie machte, erhob sich und kam lächelnd auf sie zu. In ihrem hautengen schwarzen Kleid und den hochhackigen Pumps wirkte sie eher, als wollte sie in wenigen Minuten eine Party aufsuchen. Dann sah sie, wie die Person langsam ein etwa 40 Zentimeter langes Stück dünnen Drahts hinter ihrem Rücken hervorholte und zwischen den Händen hielt. Das Blut in ihren Adern gefror, und sie bekam urplötzlich massive Atemprobleme. Sie zitterte, was augenscheinlich nicht an der Kälte im Raum lag. Maras rotblonde Haare, die ihr ständig Vergleiche zur amerikanischen Schauspielerin Julianne Moore einbrachten, klebten von Angstschweiß getränkt an ihrer Schläfe, und sie strich sie fahrig zur Seite. Starr schaute sie auf den Draht, der sich unaufhaltsam ihrem Gesicht näherte. Er sah aus wie ein grüner Faden. Die Knöchel traten weiß hervor, als sie die Finger immer fester um die Metallkante der Liege krallte. Sie schnaubte, die Nasenflügel bebten, und sie hoffte, dass nicht passierte, was sie tief im Inneren ahnte. Das Lächeln der Frau verzerrte sich zu einer dämonischen Fratze, was ihre letzten Hoffnungen auslöschte.

Sie wollte auf keinen Fall aufgeben und sich ihrer Entführerin widerstandslos ergeben. Es entsprach nicht ihrer Art, sich dermaßen schnell geschlagen zu geben – niemals! Auf einmal erwachten ungeahnte Kräfte. Sie spürte, wie ihr Körper anfang zu kribbeln und die Lähmung ver-

scheuchte, die von ihren Muskeln Besitz ergriffen hatte. Zitternd rutschte sie von der Liege und stand das erste Mal seit Stunden auf ihren Beinen. Wie eine Marionette suchte sie eine standfeste Position, um sich keineswegs kampflös zu ergeben. Sie war sich der ausweglosen Situation, in der sie sich befand, sehr wohl bewusst. Aus den Augenwinkeln schielte Mara in jede Ecke des Raumes, um einen Ausweg oder eine Waffe zu finden, die ihr helfen könnte. Metallschränke standen an den Wänden und medizinisches Besteck lag auf glänzenden Tablett verteilt. Von der Decke über dem Kopfende der Metallpritsche, auf der sie gelegen hatte, hing ein Kabel, an dessen Ende eine eigenartige Maschine mit einer Trennscheibe hing. *Oh mein Gott, das ist eine Säge, eine Autopsiesäge. Was hat die vor?* Ein derartiges Gerät war ihr in einer der vielen amerikanischen Autopsie-Sendungen aufgefallen, die sie manchmal anschaute, wenn sie nicht schlafen konnte.

Noch ehe sie weiter darüber nachdachte, sprach die Frau sie gefährlich leise an. »Du bist böse, und das Böse muss zurück ins Reich der Finsternis. Sei im nächsten Leben ein wenig genügsamer. Suche nicht mit deiner Kamera nach Dingen, von denen du keine Ahnung hast. Du weißt nicht, was du damit heraufbeschwören kannst.« Mara zog die Fäuste hoch und versuchte, auf die Rothaarige einzuschlagen. Die Fausthiebe trafen ins Leere. Sie wankte. Die Schlinge, die sich ruckartig um ihren Hals legte, zog sich zu, bevor sie überhaupt in der Lage war, zu reagieren. Sie nahm der Fotografin die Luft genau in dem Moment, als sie schreien wollte.

Das abartige Lächeln und der eingefrorene Blick aus einem eiskalten Augenpaar wirkten erbarmungslos.

Die Luft roch nach schwerem, süßem Honig. Corinna sog gierig die Abendluft in ihre Lungen.

Sie lief auf der Stelle, drehte sich um und sah trippelnd den letzten Sonnenstrahlen nach, die unter einer aufkommenden Wolkendecke hinterm Kirchturm der Sankt-Nikolai-Kirche verschwanden. Verschwitzt und mit gerötetem Gesicht wandte sie sich wieder ihrer Laufrichtung zu. Eigentlich wollte sie zum Strand von Gahlendorf joggen, aber die Arbeit in der Kanzlei hatte ihr heute die allerletzten Kraftreserven aus dem Körper gezogen. Sie blieb völlig ermattet stehen. Keuchend beugte sie ihren Oberkörper vornüber und drückte die Hände in die Taille. Stechender Schmerz hielt sie in gebeugter Haltung gefangen. Sie konnte kaum einatmen. Man sah ihr an, dass Atemnot sie quälte, trotzdem sie versuchte, immer wieder Luft in ihre Lungen zu pumpen. Die düstere Wolkenfront rückte näher. Die Seitenstiche waren das Ergebnis falscher, viel zu flacher Atmung. Sie dehnte ihren Rücken und hoffte, dass die Beschwerden verschwanden.

Die Strecke war normalerweise sehr angenehm, gerade jetzt im April, wo die ersten Knospen der Rapsfelder aufbrechen, ihren einzigartigen schweren und dennoch atemraubenden Duft freigaben. Corinna liebte diese Abende. Niemand störte sie, wenn sie verträumt den allabendlichen Lauf bis zum Strand absolvierte. Kaum ein Fahrradfahrer, der ihren einsamen Weg kreuzte. Und die wenigen, die vorbeiradelten, kannte sie. Vereinzelte Fehmaraner, die zumindest zu dieser Zeit im Frühling nach getaner Arbeit ein paar Momente der Ruhe in der Vorsaison genossen. Corinna presste die Handflächen erneut auf die Oberschenkel und senkte verausgabt den puterrotten Kopf. Schweißperlen benetzten die Stirn, und sie zog keuchend Luft in ihre Lungen. Auf einmal spürte sie

einen Wassertropfen auf der Nase. »Jetzt fängt es auch noch an zu regnen, ich werd verrückt.« Ohne Vorwarnung platterten die ersten Tropfen auf sie herunter. *Ich muss mich unterstellen, bevor ich komplett durchnässt bin*, dachte sie und guckte auf die verwitterte Holzbank, die unmittelbar vor dem Gehölz des Ostersolls unter dicht gewachsenen Büschen stand. Das Wäldchen, das versteckt dahinter lag, umgab einen kaum wahrzunehmenden Tümpel, auf dessen Wasseroberfläche es um diese Zeit vor kleinen Tierchen nur so flimmerte. Es war ein Soll, ein sogenannter Teich der Urzeit. Der kleine Wald würde ihr einen gewissen Schutz bieten, solange es regnete. Sie hatte eigentlich keine Ahnung vom geschichtlichen Hintergrund des Solls, aber als sie heute Morgen das Tageblatt aufschlug, entdeckte sie einen nicht uninteressanten Bericht des Heimatforschers der Insel. Nun wusste sie, dass sie hier im Ostersoll im April 1937 in der Süd-Ost-Ecke des Wäldchens den legendären Bürgermeister der Stadt, Claus Lafrenz, mit einem Strang an einem dickeren Ast über dem Soll *aufrecht hängend*, wie sie es titulierten, aufgefunden hatten. Der Arme erschoss seinen Jagdhund und sich selbst, nachdem er sich eine Schlinge, die an einem dicken Ast hing, um den Hals legte. Wie grausam. Sie entdeckte bisher weder eine Hinweistafel noch einen Gedenkstein. Jetzt fand sie es zunehmend schade. Die Geschichte, die dazu gehörte und die sie interessiert gelesen hatte, war dermaßen mitreißend, dass sie es sich wünschen würde. Und jetzt war obendrein wieder April. Fast wirkte es für sie wie ein Zeichen.

Sie schlängelte sich durch den verengten Eingang. Vereinzelt Mücken, hervorge lockt durch die ersten warmen Tage, suchten nach Nahrung im Feuchtgebiet.

Corinna blieb stehen und zog die Wasserflasche aus dem Gurt, den sie um ihre Hüften geschlungen hatte. Sie zerrte

das blaue Frotteeband vom Kopf, wischte damit die Wassertropfen von der Stirn. Gedankenverloren strich sie mit den Händen durch die nussbraunen kurzen Haare. Die Mittdreißigerin setzte die Flasche an die Lippen und leerte sie in einem Zug. Anschließend schaute sie zurück Richtung Burg, das unter der schwarzen Wolkendecke bedrohlich auf sie wirkte. Sie betrachtete die Reflektoren ihrer lachsfarbenen Turnschuhe, als es hinter ihr plötzlich kaum wahrnehmbar knackte.

Erschreckt fuhr sie herum. Corinna spürte auf einmal ein ungutes Gefühl in der Magengegend. Vielleicht irrte der Geist des Verstorbenen immer noch im Ostersoll herum. *Was für ein Blödsinn*, schalt sie sich und duckte sich hinter einen dichten Busch.

Vereinzelt fand der Regen einen Weg durch die Bäume und tropfte von den Blättern. Ihr Herz fing erneut unkontrolliert an zu schlagen. Sie versuchte, durch die Gewächse hindurchzuschauen. Allerdings erkannte sie nichts Verdächtiges. *Was wäre wenn ... Quatsch! Wie sollte hier jemand herumlungern? Hier gibt es rein gar nichts*, überlegte sie und schlich trotz des mulmigen Gefühls in ihrer Magengegend entschlossen zu dem Trampelpfad, der ins Innere des Gehölzes führte. *Bin doch kein dummes Gör*, dachte sie und tippte mit dem Finger gegen die Stirn. *Süd-Ost-Ecke des Wäldchens, wo könnte der Baum – pah! Hätte ich das nur überlesen heute Morgen*. Trübe schimmerte das Wasser des Teichs, der sich auf der linken Seite des Geländes ausbreitete. Einzelne Regentropfen schlugen auf die Wasseroberfläche auf. Der Tümpel verschlang sie genauso gierig wie die knochig herunterhängenden Äste einer betagten Trauerweide. Corinna fasste nach dem Taschenmesser, das sie griffbereit in ihrer Jackentasche verwahrte, um sich vor Attacken schützen zu können, wenn